Christentum und Sozialismus

Autor(en): **Schmid-Ammann, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **36 (1957)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-336983

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

36. JAHRGANG
MÄRZ 1957
HEFT 3

ROTE REVUE

PAUL SCHMID-AMMANN

Christentum und Sozialismus

I.

«Christentum» und «Sozialismus» sind vielschichtige, vieldeutige Begriffe geworden, und aus dieser Vieldeutigkeit entstanden auf beiden Seiten Mißdeutungen, Mißverständnisse, Gegnerschaft, Feindschaft, eine abgründige Kluft, als ob beide niemals etwas miteinander zu tun gehabt hätten und das eine das andere ausschlösse.

Wenden wir uns zunächst dem einen, dem älteren Partner zu, dem *Christentum.* Ist dieses Christentum identisch mit dem, was die Kirchen verkörpern, die Theologen verkünden und was in den Dogmen und Glaubensbekenntnissen seinen Niederschlag gefunden hat? Oder ist es noch etwas viel Tieferes, Umfassenderes, Lebendigeres? Wenn wir dieses Christentum kennen lernen wollen, dann müssen wir den Weg einschlagen, den die christlichen Gottsucher und Gottesstreiter gegangen sind: wir müssen bis zu seiner *Quelle* zurück, zu Jesus, darüber hinaus zu seinen Vorläufern, den Propheten des Alten Bundes und zu Moses; zum Neuen und Alten Testament also· *Was sagt die Bibel zur sozialen Frage?* Das ist zunächst einmal die Frage, die sich hier stellt. Wir haben hier nicht das religiöse Problem in seiner Gesamtheit zu untersuchen, sondern nur seine *soziale* Seite, das Verhältnis des Christentums zu den sozialen Fragen, und zwar im weitesten Sinne des Wortes verstanden, also auch zur Politik, zur Gesellschaft, zur Welt überhaupt. Diese Beschränkung müssen wir uns auferlegen, weil sie sich aus der Themastellung ergibt. Dabei sind wir uns durchaus bewußt, daß es im Christentum noch die rein geistige, religiöse, überweltliche Seite gibt, die natürlich auch wieder ausstrahlt, positiv oder negativ, in die Gesellschaft, aber die wir in unseren Betrachtungen ausschalten müssen.

Was also sagt die Bibel zur sozialen Frage, zur Geschichte, zur Welt? Wer bei ihr Auskunft sucht, der wird überrascht sein über die Antwort, die er findet. Die Bibel beschäftigt sich aufs allerintensivste mit diesen Fragen, ja sie bilden recht eigentlich das *Zentrum ihrer Botschaft.* Gott erscheint im Alten Testament als der Schöpfer und alleinige Herr, der mit dem Menschen und mit seinem Volke Israel etwas Besonderes, Großes vorhat. Er hat den

Menschen nach seinem Bilde geschaffen, ihm seine Ebenbildlichkeit verliehen. Der Mensch ist damit zum Mitarbeiter, zum Partner Gottes erhoben worden und hat hier vor aller andern Kreatur sein besonderes Recht, seine besondere Würde erhalten. Aber Gott blieb freilich der alleinige Herr. Seine Gerechtigkeit, seine Ordnung haben Gültigkeit für *diese* Erde und für *diese* Menschenzeit. Durch Moses gibt er seine Gesetze und Gebote kund, offenbart er seinen Willen, wie die menschlichen Beziehungen und Ordnungen geregelt werden sollen. Und der wahre Gottesdienst besteht darin, diese Gebote und Gesetze zu halten. Wo dies nicht geschieht, da ist Abfall von Gott, dem furchtbare Strafe angekündigt ist.

Das Volk des Alten Testaments ist ein Bauern- und Nomadenvolk. Und dementsprechend ist auch die mosaische Gesetzgebung gestaltet. Besitz und Eigentum werden als gegeben vorausgesetzt, aber nicht als etwas Absolutes und Unantastbares betrachtet. Gott ist der alleinige Herr, ihm gehört alles, er ist auch der Herr des Landes, der Mensch ist da nur Beisasse; was er besitzt, hat er nur zu *Lehen*, und wie er damit umgeht, wie er sich damit vor allem gegenüber seinen Mitmenschen verhält, dafür hat er sich vor Gott zu verantworten, dafür ist von ihm eines Tages Rechenschaft gefordert, und diese Rechenschaft wird gemessen an der Gerechtigkeit Gottes, die im wesentlichen soziale Gerechtigkeit ist, das heißt es soll der Gott ebenbildliche Mensch in seiner ganzen Existenz nicht durch den Menschen erniedrigt werden. So ist der Eigentumsbegriff schon im Alten Testament stark an soziale Verpflichtungen gebunden. Es gibt keinen geheiligten Privatbesitz, und es darf in den Ordnungen Gottes keine Armen und Reichen geben:

> «Sechs Jahre sollst du dein Land bestellen und seinen Ertrag einsammeln. Im siebenten Jahr aber sollst du es brach liegen lassen und freigeben, damit die Armen deines Volkes sich davon nähren können; und was übrig bleibt, mag das Wild des Feldes fressen. Ebenso sollst du es mit deinem Weinberg und deinen Ölbäumen halten.» (2. Mos., 23, 10–11.)
> «Wenn ihr die Ernte eines Landes schneidet, sollst du dein Feld nicht vollständig bis an die Ecken abernten, und nach deiner Ernte sollst du nicht noch Nachlese halten, nicht die abgefallenen Beeren deines Weinberges sammeln, dem Armen und dem Fremdling sollst du sie lassen, ich bin der Herr, euer Gott!» (3. Mos., 19, 9–10.)

Jedem Volksgenossen, jeder Familie soll die Nahrung gesichert und darum ein Anteil am Land gewahrt werden. Erobertes Land wird verteilt, durch das Los gleichmäßig den Stämmen und Familien zugewiesen:

> «Grund und Boden darf nicht für immer verkauft werden, denn das Land ist mein, und ihr seid Fremdlinge und Beisassen bei mir.» (3. Mos., 25, 23.)

Damit einerseits das Land nicht allzusehr zerstückelt werde und anderseits sich kein Riesenbesitz ansammeln kann, wurde in Abständen von 50 Jahren das sogenannte *Jobeljahr* oder *Halljahr* eingeführt:

«Da sollt ihr ein jeder wieder zu seinem Besitz und ein jeder wieder zu seinem Geschlecht kommen» und dabei «soll keiner seinen *Bruder* übervorteilen». (3. Mos., 25, 10 ff.)

An diesen Bruder wird gedacht und an den Armen, den Fremdling, die Witwe und die Waisen:

«Einen Fremdling sollst du nicht bedrücken noch bedrängen; ihr seid ja auch Fremdlinge gewesen in Ägypten. Witwen und Waisen sollt ihr nicht bedrücken. Wenn du sie doch bedrückst und sie schreien zu mir, so werde ich ihr Schreien gewiß hören, und mein Zorn wird entbrennen, und ich werde euch mit dem Schwert töten, daß eure Frauen Witwen und eure Kinder Waisen werden. — Wenn du einem aus meinem Volke Geld leihest, einem *Armen* neben dir, so handle an ihm nicht wie ein Wucherer; ihr sollt ihm *keinen Zins* auflegen. — Wenn du den Mantel eines andern zum Pfand nimmst, so sollst du ihm denselben zurückgeben, ehe die Sonne untergeht; ist er doch seine einzige Decke, die Hülle seines Leibes. Worauf sollte er sonst schlafen? Wenn er zu mir schreit, so werde ich ihn erhören, denn ich bin gnädig.» (2. Mos., 22, 21–27.)

«Du sollst das Recht des Armen in seinem Rechtshandel nicht beugen. Von betrügerischer Sache halte dich fern. Du sollst nicht den Unschuldigen, der im Rechte ist, zum Tode verurteilen, und nicht dem, der im Unrecht ist, Recht geben. Bestechung sollst du nicht annehmen; denn die Bestechung macht Sehende blind und verdreht die Sache derer, die im Recht sind.» (2. Mos., 23, 6–8.)

«Du sollst deinen Nächsten nicht bedrücken noch berauben; der Lohn des Taglöhners soll nicht bei dir bleiben bis zum anderen Morgen. — Du sollst dich nicht rächen, auch nicht deinen Volksgenossen etwas nachtragen, sondern du *sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, ich bin der Herr.*» (3. Mos., 19, 13–18.)

Die Nächstenliebe ist also nicht erst ein Gebot Jesu, sondern wir finden sie bereits im Alten Testament vor. Unter den Israeliten selbst ist darum auch die Sklaverei verboten:

«Wenn dein Volksgenosse neben dir verarmt und sich dir verkauft, so sollst du ihn nicht Sklavendienst tun lassen; wie ein Taglöhner, wie ein Beisasse soll er bei dir sein. Bis zum Halljahr soll er bei dir dienen, alsdann soll er mitsamt seinen Kindern frei von dir ausgehen und soll zu seinem Geschlechte zurückkehren und wieder zum Besitze seiner Väter kommen. Denn meine Knechte sind sie, die ich aus dem Lande Ägyptens herausgeführt habe; sie sollen nicht als Sklaven verkauft werden, und du sollst ihnen kein harter Herr sein, sondern du sollst dich vor deinem Gott fürchten.» (3. Mos., 25, 39.)

Die Furcht, wir wollen lieber sinngemäßer sagen die Ehrfurcht vor Gott gebietet und setzt voraus die Liebe zum Bruder. Wo diese nicht ist, da wird in Wirklichkeit Gott gelästert, mag man ihm noch so sehr mit Gebeten und Opferhandlungen huldigen. Wo dieser Wille Gottes nicht getan wird, wo seine

Gerechtigkeit mit Füßen getreten wird, da entbrennt sein gewaltiger Zorn, da kann er selbst sein auserwähltes Volk verwerfen:

«Und wie der Herr seine Lust daran hatte, euch wohl zu tun und euch zu mehren, so wird der Herr dann seine Lust daran haben, euch zu vernichten und euch zu vertilgen, so daß ihr herausgerissen werdet aus dem Lande, dahin du ziehen wirst, es zu besetzen. Und der Herr wird dich unter allen Völkern zerstreuen, vom einen Ende der Erde bis zum andern; da wirst du andern Götter dienen, die du und deine Väter nicht gekannt haben, Holz und Stein, und unter diesen Völkern wirst du keine Ruhe haben, und es wird keine Stätte sein, da dein Fuß rasten kann; der Herr wird dir daselbst ein banges Herz, verschmachtende Augen und eine verzagte Seele geben. Dein Leben siehst du in Ungewißheit schweben, bei Nacht und bei Tage wirst du dich ängstigen und deines Lebens dich nicht sicher fühlen. Am Morgen wirst du sagen: ‚O, wäre es Abend', und am Abend wirst du sagen: ‚O, wäre es Morgen', ob der Angst deines Herzens, in der du dich ängstigst und ob dem, was deine Augen sehen. Und der Herr wird dich auf Schiffen wieder nach Ägypten führen, auf dem Wege, von dem ich dir gesagt habe: ‚Du sollst ihn nie mehr sehen', und ihr müßt euch daselbst euren Feinden als Sklaven und Sklavinnen verkaufen lassen; doch es wird kein Käufer da sein.» (5. Mos., 28, 63–68.)

So redet der zürnende Gott Israels durch den Mund Moses zu seinem widerspenstigen, ungehorsamen Volk. Dieser Zorn entspringt im Grunde einer ungeheuren Liebe. Denn er hat mit diesem Volk etwas Besonderes vor. Es soll seine *Gerechtigkeit* verwirklichen. Von seinem Verhalten, von seiner Treue, von seiner Mitarbeit hängt Gottes Sache ab. Durch seine Propheten will er eine Gemeinde schaffen, die seinen Willen tut, unmittelbar und unbedingt. Denn unmittelbar und unbedingt will Jahwe die Menschen, nicht als Sklaven, sondern als seine Ebenbilder, als aus freiem Willen an ihn Gebundene und von ihm Gehaltene und Getragene, die gerade aus dieser Bindung und Verbindung heraus die wahre Freiheit empfangen. Vor ihm gibt es deshalb keine Unterdrückten, kein blind waltendes Schicksal und keinen totalitären Staat, der die Menschen verschlingt.

Das ist auch die Meinung der *Propheten.* Stolz und unabhängig treten sie deshalb selbst gegen die Mächtigen auf, gegen die Könige, Heerführer und Priester und verfechten ihnen gegenüber das Gottesrecht der Armen, Witwen und Waisen, und immer wieder erschallt ihr Wehe und ihre Ankündigung des Gerichtes über alle, die dieses Gottesrecht mit Füßen treten. Sie sind die unerbittlichen Verfechter und Hüter des Rechts und der Gerechtigkeit. Dieses Recht wollen sie in allen Dingen des privaten, aber vor allem auch des öffentlichen, des sozialen und politischen Lebens verwirklicht sehen, nicht Opfer, nicht frommes Gerede, nicht prunkvolle Gottesdienste, nicht juwelen- und kronengeschmückte Pfaffen, sondern Recht und Gerechtigkeit.

«Höret das Wort des Herrn, ihr Fürsten von Sodom», ruft Jesaja, «horch auf die Weisung unseres Gottes, du Volk von Gomorrha! Was soll mir die

Menge eurer Schlachtopfer? spricht der Herr. Satt habe ich die Brandopfer von Widdern und das Fett der Mastkälber, und das Blut der Stiere und Lämmer und Böcke mag ich nicht. Wenn ihr kommt, mein Angesicht zu schauen, wer hat das von euch verlangt, daß ihr meine Vorhöfe zertretet? Bringet nicht mehr unnütze Gaben — ein Greuelopfer ist es mir· — Ich mag nicht Frevel und Feiertag. Eure Feste haßt meine Seele; sie sind mir zur Last geworden: ich bin's müde, sie zu ertragen. Und wenn ihr eure Hände ausbreitet, verhülle ich meine Augen vor euch, auch wenn ihr noch so viel betet, ich höre es nicht. Eure Hände sind voll Blut! Waschet, reinigt euch, *tut hinweg eure bösen Taten,* mir aus den Augen! Höret auf Böses zu tun! Trachtet nach Recht, weiset in die Schranken den Gewalttätigen, helfet der Waise, zum Recht, führt die Sache der Witwe!» (Jesaja 1, 10–17.)

So rechten die Propheten mit dem Volk und seinen Führern, und unerschrocken machen sie sich zu Fürsprechern der Armen und zu Anklägern gegen die Habgierigen:

«Wehe denen, die Haus an Haus und Acker an Acker reihen, bis kein Platz mehr ist und ihr allein Besitzer seid mitten im Lande.» (Jesaja 5, 8.)

«Wehe denen, die nach Äcker gieren und sie rauben, nach Häusern und sie wegnehmen; die Gewalt üben an dem Manne und seinem Hause, an dem Besitzer und seinem Erbgute.» (Micha, 2, 2.)

«Höret dies», sagt Amos, «die ihr die Armen zertretet und die Elenden im Lande bedrückt, die ihr denkt ‚wann geht der Neumond vorüber, daß wir Getreide verkaufen? Wann der Sabbath, daß wir Korn feilbieten? Daß wir das Maß kleiner und den Preis größer machen und betrügerisch die Ware fälschen? Daß wir um Geld die Bedürftigen kaufen und den Armen um ein Paar Schuhe, und auch den Abfall des Kornes verhandeln.' Der Herr hat geschworen beim Stolze Jakobs: nie werde ich alle ihre Taten vergessen! Soll darob nicht die Erde erbeben und all ihre Bewohner trauern?» (Amos 8, 4–8.)

«Ich hasse, ich verschmähe eure Feste und mag nicht riechen eure Feiern. Denn wenn ihr mir Brandopfer darbringt — an euren Gaben habe ich keinen Gefallen, und das Opfer eurer Mastkälber sehe ich nicht an. Hinweg von mir mit dem Lärm deiner Lieder! Das Spiel deiner Harfen mag ich nicht hören! *Aber es ströme wie Wasser das Recht und die Gerechtigkeit wie ein unversieglicher Bach!*» (Amos 5, 21–24.)

Und wie klagt Jesaja über Jerusalem:

«Wie ist zur Dirne geworden, die treue Stadt, die voll war des Rechtes! Gerechtigkeit wohnte in ihr, jetzt aber Mörder! Dein Silber ist zu Schlakken geworden, dein Wein mit Wasser verfälscht. Deine Führer lieben Bestechung und jagen Geschenken nach. Der Waise helfen sie nicht zum Recht, und die Sache der Witwe kommt nicht vor sie.» (Jesaja 1, 21–23.)

Selbst vor den Königen macht die Strafpredigt der Propheten nicht halt:

«Wehe dem», ruft Jeremia dem König Jojakim, der in entscheidender Zeit nichts Besseres zu tun wußte, als seinen Palast zu erweitern, «der sein Haus mit Unrecht baut und seine Söller mit Unbill, der seinen Nächsten umsonst

arbeiten läßt und ihm den Lohn nicht bezahlt!, der da spricht: ‚ich will mir ein weites Haus und luftige Hallen bauen!', der Fenster darein brechen läßt, es mit Zedern täfelt und rot bemalt. Meinst du ein König zu sein, weil du in Zedernbauten wetteiferst? Hat nicht dein Vater auch gegessen und getrunken und sich's wohl sein lassen? Aber er *übte Recht und Gerechtigkeit, den Elenden und Armen verhalf er zum Recht.* Heißt nicht *das,* mich erkennen? spricht der Herr. Aber deine Augen und dein Herz sind nur auf deinen Gewinn aus, nur darauf, das Blut Unschuldiger zu vergießen, Unrecht und Gewalt zu verüben ... Darum spricht der Herr also wider Jojakim, den Sohn Josias, den König von Juda: Nicht wird man um ihn Totenklage halten, wie man sonst klagt: ‚Ach mein Bruder! ach meine Schwester!' Man wird ihn nicht beweinen ‚Ach Herr, ach seine Herrlichkeit!' Wie man einen Esel begräbt, wird man ihn begraben, wird ihn fortschleifen und hinwerfen vor die Tore Jerusalems.» (Jeremia 22, 13–19.)

Das ist das heilige Recht Gottes und der Menschen, der *heilige Materialismus der Bibel,* wie er schon mit Recht genannt worden ist. Der Glaubenskampf der Propheten ist in einem ganz wesentlichen Sinne also ein Kampf um die soziale Gerechtigkeit, um das Recht des Menschen, vor allem der Benachteiligten, der Schwachen, der Armen.

Diese Linie der Propheten wird in *Jesus* fortgesetzt und findet im Neuen Testament ihre Vollendung. Jesus hat keine Religion gestiftet und keine Kirche organisiert. Er hat die Botschaft vom *Reiche Gottes für diese Erde* verkündet. Er steht in der Enderwartung. Diese Welt mit ihren Gebrechen und ihren der Sünde verhafteten Menschen wird nicht bestehen können. Hoffnung und Zukunftserwartung sind gerichtet auf ein Endreich, in welchem Gottes Herrschaft angebrochen sein und der Mensch seine schöpfungsmäßige, ursprüngliche, wahre Existenz zurückgewonnen haben wird:

«Wir harren eines *neuen Himmels* und einer *neuen Erde,* darinnen Gerechtigkeit wohnt.»

Dieses Endreich ist nicht jenseits des Grabes, sondern es kommt auf uns, auf diese Welt zu, es ist ein Reich von Gott und nicht vom Menschen her, aber es ist für den Menschen da, es hat in Jesus Christus Gestalt angenommen:

«Erfüllet ist die Zeit und Gottes Herrschaft genaht, kehret um und trauet auf die Freudenbotschaft.» (Mk. 1, 15.)

Es handelt sich hier nicht einfach um den Glauben an ein bloßes Fortleben der Seele nach dem Tode, sondern es wird an eine neue Schöpfung gedacht; *die Welt soll verändert werden* und der Mensch seine Gottesebenbildlichkeit wieder finden, indem er den Willen des Vaters erfüllt. Es ist ein Reich der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens. Jesus geht über das Alte Testament hinaus: «Ihr habt gehört, daß gesagt ist» — «ich aber sage Euch.» Die Gebote Moses sind zwar zu halten, aber die Gesetzestafel des neuen Bundes ist die *Bergpredigt* mit ihrer Forderung, daß man nicht nur den Nächsten liebe wie sich selbst, sondern auch den Feind und mit ihren Seligpreisungen der Armen und der nach Gerechtigkeit Dürstenden, mit ihrer Absage an die Gewalt und

mit ihrer Verurteilung des Mammons. Jesus verkündet gewiß keinen Sozialstaat und gibt auch keine nationalökonomischen Lehrsätze und Anweisungen zum besten, aber ganz ohne Zweifel ist sein Reich Gottes in seinem wesentlichen Kern eine Botschaft für die Armen und Geringen. «Ihn jammerte des Volkes», er ging zu den Zöllnern und Dirnen, er lag im Kampf mit den Reichen und Frommen, mit den Vertretern der Religion und Kirche, die ihn schließlich ans Kreuz schlugen. Der Inhalt von Jesu Predigt ist Gott, der Vater und sein Reich, dessen Wille auf Erden wie im Himmel geschehen soll. Wir sind alle zur Gotteskindschaft berufen, aber zum Vater gelangen wir nicht ohne den *Bruder*. Ohne den Bruder können wir den Vater nicht haben, ohne ihn ist die Gerechtigkeit des Reiches Gottes nicht erfüllt. Weil der Mensch Gottes Kind ist, wird er durch diese Verbindung über den Weltdienst hinaus zu königlicher Freiheit erhoben und muß die stärkste Kette, die ihn an diese Welt bindet, die des *Mammons*, zerbrochen werden. Denn nichts verhärtet das Menschenherz so sehr und versperrt ihm den Weg zum Bruder und damit auch zu Gott als der Besitz. Nicht strenge Liturgie und mühseliger Kirchendienst tun es. Im «Unser Vater» wird um das Reich gebetet, um die Vergebung der Schuld, wie auch wir unsern Schuldnern vergeben sollen, um die Bewahrung vor der Versuchung und die Erlösung vom Bösen, und daß der Wille des Vaters sich erfüllen möge. Und mitten im Reichsgebet steht die *Bitte um das tägliche Brot*. Nicht Opfer, sondern Barmherzigkeit werden erwartet. Nicht soll man nach Geld und Gut trachten, sondern nach dem Reich und seiner Gerechtigkeit. Nicht Schätze sollen gesammelt werden auf Erden, wo Motte und Rost sie fressen. Niemand kann zwei Herren dienen; darum kann man auch nicht Gott dienen und dem Mammon. «Verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen», erhält der reiche Jüngling zur Antwort, als er fragte, wie er zum Reich Gottes gelange. In dieses Reich zu kommen, ist für den Reichen schwerer, als für ein Kamel durch ein Nadelöhr zu gehen. Die Wechsler und Kaufleute werden aus dem Tempel gejagt, die Pharisäer und Schriftgelehrten aufs heftigste gescholten, weil sie vorgeben, Gott zu besitzen und doch nicht seinen Willen erfüllen:

> «Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, daß ihr das Reich Gottes vor den Menschen zuschließt. Denn ihr kommt nicht hinein, und die, welche hinein wollen, laßt ihr nicht hinein.» (Matth. 23, 13.)

Den Willen Gottes kennen und nicht tun, ist ein unverzeihliches Vergehen:

> «Jede Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben werden, aber die Lästerung wider den Geist wird nicht vergeben werden.» (Matth. 12, 31.)

Man begreift, daß ob solchen Worten selbst die eigenen Angehörigen an Jesus Anstoß nehmen und die Vertreter der Religion und der Kirche ihn tödlich hassen und ihm nach dem Leben trachten. Verständnis, Zustimmung und Glauben aber fand er beim armen Volk, den Verachteten und Kranken. In wunderbarer Einfachheit spricht er zu ihnen über sein Reich der Gerech-

tigkeit und brüderlichen Liebe. Den Kleinen ist es verheißen und den Kindern. Wer groß sein will, sei des andern Diener, und «was Ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt Ihr mir getan». Der wahre Gottesdienst ist also nach Jesus der *Dienst am Menschen*. Wir sind für den Bruder verantwortlich. Der Mensch, der neben uns steht, geht uns etwas an, seine Last, seine Not, seine Schuld ist auch die unsrige. Er ist Gottes Kind wie wir, er hat denselben Anspruch auf sein Recht, seine Würde, seine Freiheit. Es soll eine dienende, allumfassende Solidarität sein, für die Jesus selbst das höchste Opfer am Kreuz gebracht hat.

Diese Botschaft Christi ist in den *Aposteln*, in der *christlichen Urgemeinde* und in ihren *frühesten Kirchenvätern* lebendig geblieben. Sie stehen noch unter seiner Lehre, daß in dieser Welt ein *grundstürzender Wandel* sich zu vollziehen habe, eine Umkehr, ein neues Leben in göttlicher und natürlicher Gerechtigkeit. Hat es schon nach dem Gesetze Moses kein absolutes Privateigentum gegeben, weil alle Güter Gott gehören und damit grundsätzlich allen, so erwuchs aus der Sohnschaft Christi erst recht die Bruderschaft und aus dieser die *Solidarität der christlichen Urgemeinde*, die nach dem Pfingstwunder in Jerusalem jene *urchristliche Gemeinde* schuf, von der es hieß:

> «Und keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein Eigentum seien, sondern sie hatten alles gemein.» (Apostg. 4, 32.)
>
> «Denn es war auch kein Bedürftiger unter ihnen; alle nämlich, welche Besitzer von Grundstücken oder Häusern waren, veräußerten sie, brachten den Erlös des Verkauften und legten ihn den Aposteln zu Füßen, und man teilte jedem aus, je nachdem einer es nötig hatte.» (Ap. 4, 34.)

Hand in Hand mit dieser *Gütergemeinschaft*, die in allen christlichen Gemeinden der Apostelzeit festzustellen war, ging ein ausgebautes *Kollekten- und Fürsorgewesen* als Dienst an den Bedürftigen, an den Armen und Kranken. Das Symbol dieses urchristlichen Kommunismus war das *Brudermahl* der Gemeinde, das zur Erinnerung an den Opfertod und die Auferstehung Christi begangen wurde, an dem alle, ohne Unterschied ihrer Stellung, teilnahmen und satt wurden.

Dieser Kommunismus der christlichen Urgemeinde wirkte auch noch nach in den Kirchenvätern. Zahlreiche Stellen ließen sich aus ihren Schriften dafür anführen. Es sei hier nur auf wenige verwiesen. So antwortet *Basilius*, Bischof von Cäsarea von 370 bis 379, Gründer des Mönchswesens, einem hartherzigen Reichen auf die Frage: «Wem, sagst du, tue ich Unrecht, wenn ich das Meinige behalte?»

> «Sage mir doch, was denn überhaupt dein ist? Woher hast du es bekommen und in die Welt gebracht? Gerade wie einer, der im Theater einen Platz eingenommen hat und alle später Kommenden verdrängt, in der Meinung, das Schauspielhaus, das doch für alle da ist, sei nur für ihn da: so die Reichen. Denn, was *allen gemein ist*, nehmen sie zwar für sich in

Beschlag und maßen es sich, weil sie es früher erhalten, als Eigentum an. Würde jeder nur so viel nehmen, wie er für sich braucht, um seine notwendigen Bedürfnisse zu befriedigen, wo wären dann die Reichen, wo die Armen?»

Ambrosius, 374 durch das Volk zum Bischof von Mailand gewählt, erklärte in einer Predigt über Elias und den Weinberg Naboths:

«Allen, Reichen und Armen, zu *gemeinsamem Besitz* ist die Erde gegründet. Warum maßt ihr Reichen euch allein ein Eigentumsrecht an? Die Natur, die alle arm gebiert, kennt keine Reichen. Nackt kommen wir auf die Welt, und ein kleiner Rasenhügel deckt gleichermaßen Arme und Reiche zu.»

Und *Chrysostomus*, 398 Patriarch von Konstantinopel, wegen seines Freimutes gegen die Kaisersfamilie zweimal verbannt:

«Armut und Reichtum . . . sind nicht ursprünglich Gottesordnung, sondern erst durch die Sünde in die Welt gekommen.»

Und endlich *Hieronymus*, 382 Lehrer in Rom, später Mönch in Palästina:

«Mit Recht nennt Jesus den Reichtum einen ungerechten Mammon, denn aus Ungerechtigkeit stammen alle Reichtümer. Der eine kann nur gewinnen, was der andere verliert. Daher der Spruch: ‚Jeder Reiche ist ein Ungerechter oder der Erbe eines Ungerechten.'»

Etwas von diesem christlichen Kommunismus war auch noch im frühen Mönchstum vorhanden und im mittelalterlichen Zinsverbot der Kirche. Noch einmal bricht davon etwas durch in der Reformationsbewegung, vor allem bei den Wicleffiten, Lollarden, Hussiten und im Täufertum. Auch *Zwingli* betrachtet im Gegensatz zu Luther Eigentum und Reichtum für den Christen als eine gefährliche Sache. Mit unvergleichlichem Mut klagt er von der Kanzel des Großmünsters herab die eidgenössischen Fürsten- und Herrendiener an, die Sold und Pensionen nehmen, und er warnt das Volk vor den Werbern des Papstes:

«Sy tragind billich rote Huet und Mäntel; dann schütte man sy, so fallind Duggaten und Kronen herus; winde man sy, so rindt dines suns, bruoders, vaters und guoten fründes bluot herus . . .»

Nur das durch redliche Arbeit erworbene Eigentum ist nach dem Zürcher Reformator einigermaßen gerechtfertigt, aber auch dann noch empfindet er schmerzlich die Spannung zwischen christlicher Liebe und Eigentumsordnung und anerkennt daraus die Verpflichtung, wenigstens durch sozialethische Maßnahmen und Programme die Ungerechtigkeiten und Härten des Wirtschaftslebens zu mildern. Zinswesen und Zehnten werden deshalb neu geordnet, kirchliche Stiftungen und Klostergüter für die Armen und Kranken verwendet, die Reste von Leibeigenschaft und Hörigkeit abgeschafft, das Monopolwesen zurückgedrängt. Eigentum und Erwerb werden als Lehen angesehen, deren Inhaber dem Herrn Rechenschaft schuldig sind:

«Du solt din zytlich Guot nit für din haben; du bist nur ein Schaffner darüber.»

Selbst *Calvin*, der zwar das Eigentum als selbstverständliche Ordnung hinnahm, fordert, daß dieses Eigentum vor allem für den Aufbau der kirchlichen Gemeinde verwendet werde. Erst der spätere Calvinismus hat dann als Folge der starken Betonung der persönlichen Verantwortung vor Gott das Recht und die Pflicht des Privateigentums vertreten und so im angelsächsischen Bereich den Weg für die privatkapitalistische Auffassung erleichtert.

Auch in der *römisch-katholischen* Kirche erhoben sich ab und zu Stimmen, die die soziale Seite der christlichen Botschaft verfochten. Indessen hielt der Geist des *römischen Rechtes* mit seiner absoluten Sanktion des Privateigentums immer mehr in ihr Einzug. Ihre Theologie bejaht das rechtliche Institut des Eigentums, und auch der Reichtum ist nicht verwerflich, soweit der Besitzer davon einen sittlich rechten Gebrauch macht. Von dieser Grundlinie weichen auch die beiden großen *sozialen Enzykliken* der Päpste Leo XIII., «*Rerum novarum*», und Pius XI., *Quadragesimo anno*», nicht ab. Sie verurteilen zwar die Habgier und schrankenlose Konkurrenz der kapitalistischen Wirtschaft und betonen die Lebensrechte der Arbeiter und die Notwendigkeit der Schaffung sozial gerechter Verhältnisse. So heißt es in «Rerum novarum» unter anderem:

«Es ist ungerecht, den Arbeitern mehr Arbeit aufzubürden, als ihre Kräfte tragen können, oder von ihnen derartige Leistungen zu fordern, die sich für ihr Alter und Geschlecht nicht eignen. Ganz allgemein ist den Arbeitern so viel Ruhe zu gönnen, als sie zur Wiederherstellung ihrer bei der Arbeit verbrauchten Kräfte bedürfen. *Denn schandbar und unmenschlich wäre es, Menschen wie eine Ware auszubeuten und sie bloß nach ihrer Körperkraft einzuschätzen.* Es muß vorab entschieden verhindert werden, daß ein Betrieb Kinder beschäftigt, denn vorzeitige Anstrengung bricht die in der Jugend keimenden Kräfte . . .»

Und an einer anderen Stelle des gleichen päpstlichen Rundschreibens:

«Der Kapitalismus ist verwerflich, durch ihn sind die Produktion und der gesamte Handel zum Monopol einiger weniger geworden, und so konnten wenige übermäßige Reiche der unübersehbaren Menge der Besitzlosen ein nahezu sklavisches Joch auferlegen. Einem Arbeiter den ihm gebührenden Lohn vorenthalten, ist ein schwerer Frevel, der zum Himmel um Rache schreit. Vielmehr gehört die Frucht der Arbeit von Rechtes wegen denen, welche die Arbeit geleistet haben. Der Lohn darf nicht so niedrig sein, daß er einem Arbeiter und seiner Familie nicht den genügenden Unterhalt sichert.»

Und Pius XI. erklärte in «Quadragesimo anno»:

«Mit Macht und Anstrengung müssen wir dahin arbeiten, daß wenigstens in Zukunft die neugeschaffene Güterfülle nur in einem billigen Verhältnis bei den besitzenden Kreisen sich anhäufe, dagegen in breitem Strom der

Lohnarbeiterschaft zufließe. Lange genug hat ja das Kapital einen Überfluß für sich vorweggenommen.»

So mutig diese Papstworte waren, so wenig verspürte man von ihnen in der praktischen Sozialpolitik der klerikalen Parteien. Auch ist nicht zu übersehen, daß beide Rundschreiben an der Unanstastbarkeit des Eigentums festhalten und sich scharf gegen den Sozialismus wenden. Pius XI. sah die praktische Lösung eines Ausgleichs zwischen Kapital und Arbeit in der Schaffung eines *Korporationenstaates*, der außerhalb der katholischen Welt wegen der Gefahren für die Glaubens- und Koalitionsfreiheit auf größte Skepsis und Ablehnung stoßen mußte.

Wir sind damit auf die *tragische Wende* gestoßen, die die Sache Christi nach dem Glaubensfrühling der Urgemeinde genommen hat. Es beginnt der große Abfall der Christenheit. Aus dem Reich Gottes wird Religion und Kirche. Das Reich verlegt man immer mehr jenseits des Grabes. Der Himmel wird zur einzigen Hoffnung, aber nicht mehr eine neue Erde. Es ist gewiß noch viel Liebe vorhanden, die zu reicher charitativer Tätigkeit der Kirchen führt, aber die geschichtliche Tatsache läßt sich nicht bestreiten, daß das Christentum seine ursprüngliche, auf die Umgestaltung der Welt hinzielende Kraft verloren und seine Gedanken auf das Jenseits und auf die Rettung und Erlösung des einzelnen gerichtet hat. Kirche und Theologie fanden dafür ohne Mühe die geistliche Begründung. Das Christentum, hieß es, habe es nur mit der Umgestaltung des einzelnen durch Buße und Wiedergeburt zu tun. Das Neue Testament enthalte keine sozialen und politischen Anweisungen, sondern zeige nur den Weg für die Vergebung der Sünden und für das Heil der Seele. «Das Reich Gottes ist inwendig in euch», heiße es, es sei nicht von dieser Welt, die ihre Eigengesetzlichkeit habe. Das Reich Gottes aber werde erst mit dem Weltgericht und der Wiederkunft Christi anbrechen.

Eine verhängnisvolle Wandlung, verhängnisvoll für das Christentum wie für die Menschen, die vergeblich auf seine Botschaft hofften. Denn diese gewandelte Auffassung vernachlässigte nicht nur die Erwartungen nach einer neuen Erde, sondern sie verband sich sogar, wie Leonhard Ragaz einmal zutreffend schrieb, immer fester mit der *alten* Erde, ja das offizielle Christentum fing immer mehr an, die Ordnungen dieser alten Erde für Gottes Ordnungen zu erklären, und es wurde damit nicht nur zu einer konservativen, sondern zu einer reaktionären Macht, zu einem festen Bollwerk gerade gegen alle Bewegungen der Welt zu jenen Zielen hin, die aus der Botschaft des Reiches Gottes aufstiegen.

Es vollzog sich im Grunde genommen eine furchtbare Geschichte. Das Christentum gab vor, nicht von dieser Welt zu sein, aber es selber lieferte sich der völligen Verweltlichung aus. Es wurde Staatsreligion. Seine Kirche und ihre Vertreter umgaben sich mit Reichtum, Glanz und Macht; Kirche

und Religion waren um ihrer selbst willen da, mit den weltlichen Herren und Fürsten wetteiferte die Kirche um die Herrschaft. Sie gab sich selbst als Gottesherrschaft aus und war in Wahrheit nun selber wieder Herrschaft des Menschen über den Menschen, unter welcher die Freiheit, die Gerechtigkeit und Liebe immer mehr verkümmerten. Man stand im Bunde mit den Regenten und Mächtigen gegen das Volk, mit den Reichen gegen die Armen, mit dem Zwang gegen die Freiheit, mit der Diktatur gegen die Demokratie, mit der Gewalt gegen den Frieden. Man verband sich mit Franco, segnete die Armee Mussolinis, als sie das wehrlose Abessinien überfiel, entsandte an Hitler Glückwünsche und Ergebenheitsadressen, identifizierte sich mit dem Dollfußregime, stand in Frankreich hinter den Feinden der Republik. Die Freiheit der Kinder Gottes verdorrte und erstarb unter der harten und intoleranten Autorität der klerikalen Hierarchie. Nicht die Liebe, sondern das Gesetz, nicht der Glaube, sondern das Dogma wurden wichtig. Wer die kirchlichen Lehrsätze nicht annimmt, verfällt der Verdammnis. Der Weg der autoritären und unfehlbaren Kirche ist umsäumt mit zahlreichen Scheiterhaufen, auf denen die eigenen Brüder verbrannt wurden, weil sie als große Einsame nicht im breiten Strom der offiziellen und konventionellen Christenheit mitschwammen, sondern anderer Meinung über Gott und Christus waren. Wo ist da dieser Christus selber hingekommen? Dostojewskijs «*Legende vom Großinquisitor*» sagt es uns: Als er in seiner unermeßlichen Barmherzigkeit nochmals in Menschengestalt zum armen, leidenden, ihn liebenden Volk hinabsteigt und vor den Portalen der Kathedrale von Sevilla die Kranken heilt und die Volksmenge segnet, da läßt ihn der Großinquisitor verhaften und ins Gefängnis werfen. Denn er bringt das Werk der Kirche in Gefahr, die sich selbst an seine Stelle gesetzt hat, die den Menschen zwar die Freiheit nahm, aber ihnen dafür ein gutes Gewissen und allen Ruhm gab. Hören wir, was dieser Großinquisitor in jener Nachtstunde zu Jesu im Gefängnis sprach:

> «Wir sind nicht mit Dir, sondern mit *ihm*, das ist unser Geheimnis! Schon lange sind wir nicht mit Dir, sondern mit *ihm*, schon seit acht Jahrhunderten. Es sind nun acht Jahrhunderte her, daß wir von *ihm* das nahmen, was Du unwillig von Dir wiesest, jene letzte Gabe, die er Dir anbot, als er Dir alle Erdenreiche zeigte. Wir nahmen von ihm Rom und das Schwert der Cäsaren, und wir erklärten, daß nur wir allein die Herren dieser Welt seien, die einzigen Herrscher der Erde ... Wir werden unser Ziel erreichen und werden Cäsaren sein, und dann werden wir an das universale Glück der Menschen denken. Und doch hättest du damals schon das Schwert der Cäsaren nehmen können. Wozu verwarfst Du diese letzte Gabe? Hättest Du diesen dritten Ratschlag des mächtigen Geistes angenommen, so hättest Du alles geschaffen, was der Mensch auf Erden sucht: hättest ihm gegeben, vor wem er sich beugen, wem er sein Gewissen einhändigen kann, und auf welche Weise sich endlich alle Menschen zu einem einzigen, einstimmigen Ameisenhaufen vereinigen können ... Wir werden ihnen sogar die Sünden

vergeben — sie sind doch schwach und kraftlos —, und sie werden uns wie Kinder dafür lieben, daß wir ihnen zu sündigen erlauben. Wir werden ihnen sagen, daß jede Sünde ausgekauft werden kann, wenn sie nur mit unserer Erlaubnis begangen worden ist; die Erlaubnis aber zum Sündigen geben wir ihnen nur darum, weil wir sie lieben, und die Strafe für diese Sünden nehmen wir meinetwegen auf uns. Wir werden sie auch in der Tat auf uns nehmen, sie aber werden uns dafür vergöttern wie ihre Wohltäter, die vor Gott ihre Sünden tragen, und sie werden vor uns keine Geheimnisse haben. — Alles, alles werden sie uns zutragen, und wir werden ihnen verzeihen, und sie werden mit Freuden unserer Entscheidung glauben, denn sie wird sie von der großen Sorge und den furchtbaren gegenwärtigen Qualen einer persönlichen und freien Entscheidung erlösen ... Was ich sage, wird also geschehen, es wird alles in Erfüllung gehen, und unser Reich wird erstehen. Und ich sage Dir nochmals: Morgen noch wirst Du diese gehorsame Herde sehen, die auf meinen ersten Wink zu Deinem Scheiterhaufen stürzen wird, um das Feuer zu schüren. Denn auf den Scheiterhaufen bringe ich Dich dafür, daß Du gekommen bist, uns zu stören. Und wahrlich, wenn es einen gegeben hat oder gibt, der am meisten den Scheiterhaufen verdient hat, so bist Du es, Du! Morgen noch werde ich Dich verbrennen.»

Der Großinquisitor Dostojewskijs fühlt es: es hat keinen größeren Ketzer, keinen gefährlicheren Revolutionär, keinen entschiedeneren Gegner gegen die bestehenden Ordnungen gegeben als Christus. Darum wird er bis auf den heutigen Tag auch immer wieder ans Kreuz geschlagen.

Aber nicht nur Rom, auch die *protestantische Kirche* machte ihren Frieden mit der Welt und überließ sich einer falschen Geistlichkeit. Auch in ihrem Bereich, und vor allem in demjenigen des Luthertums, kam es zur Verbindung von Thron und Altar und zu jener verhängnisvollen Aufspaltung zwischen den «zwei Reichen», jenem der Welt und seiner angeblichen «Eigengesetzlichkeit» und demjenigen des Himmels, das dem frommen Christen nach dem Tode verheißen ist.

> «Das Evangelium nimmt sich der weltlichen Sachen gar nichts an und setzt das äußerliche Leben allein in Leiden, Unrecht, Kreuz, Geduld und Verachtung zeitlicher Güter und Lebens»,

lehrte Luther, und als die entrechteten Bauern unter Berufung auf die neue Botschaft von der «Freiheit eines Christenmenschen» aufstanden, ihre Scharen die Fahne mit dem gekreuzigten Christus vorantrugen und in seinem Namen die einfachsten und selbstverständlichsten sozialen und menschlichen Rechte verlangten, da forderte Luther die Fürsten mit zornigen Worten auf, diese Bauern niederzuschlagen wie «tolle Hunde»; jetzt könne man statt mit Beten mit Brennen und Würgen den Himmel verdienen. Diese Stellungnahme Luthers hat dem deutschen Protestantismus größten Schaden zugefügt. Sie half entscheidend mit, daß in Deutschland die Demokratie nie recht zum Durchbruch kommen konnte, und die Sache Christi von der Sache des Volkes

getrennt wurde. Auch die protestantische Kirche, von einzelnen Ausnahmen auch hier abgesehen, stellte sich auf die Seite der Mächtigen, verkündigte die Heiligkeit des Besitzes, verherrlichte die Gewalt und selbst den Krieg, machte den Imperialismus und den Kolonialismus mit, und als der industrielle Kapitalismus im 19. Jahrhundert aufkam, verhalf auch sie dem modernen Kapitalisten zu einem guten Gewissen, ließ die Religion wirklich zu einem Opium für das Volk werden, hatte für das Elend des Massenproletariats nichts als auf das Jenseits vertröstende Worte, zieh die Arbeiterschaft, die um primitivste Menschenrechte kämpfte, des Materialismus und der Gottlosigkeit und spürte nicht, wie sie selbst dem ärgsten Materialismus und einer eigensüchtigen Privatreligion verfallen war, die mit wirklichem Gottesglauben nichts zu tun hatte. Dieses Auseinanderklaffen zwischen der Sache Christi und der Sache des Volkes war um so schmerzlicher, als damals noch im Proletariat große Hoffnungen auf das Christentum gesetzt wurden. Es wartete in seiner Not auf ein Wort der Hilfe und des Verständnisses von dessen Vertretern. Aber es kam, mit Ausnahme weniger mutiger Stimmen, kein solches Wort, und ein deutscher Kirchenmann konnte sagen: «Was erwartete damals das Proletariat von der Kirche? Alles. Was hat die Kirche dem Proletariat gegeben? Nichts.» Und weil es so war, weil das offizielle Christentum selber weit abgekommen war von der Botschaft Christi, weil es annahm, man könne Gott haben ohne das Reich, ohne die neue Erde, wandte sich das Proletariat von ihr ab und setzte seine ganze Hoffnung auf jene Bewegung, die ihm die *neue Erde,* den freien Menschen, die große Bruderschaft verkündete: auf den *Sozialismus.*

KARL AESCHBACH

Zur Jugendarbeit unserer Partei

Am vergangenen außerordentlichen Parteitag vom 16./17. Februar 1957 in Luzern konnten wir mit Befriedigung feststellen, daß eine recht große Anzahl junge Delegierte gekommen waren. Es handelt sich dabei kaum um eine Eintagsfliege, und es kann wohl füglich erklärt werden, daß die seit langer Zeit über allen politischen Parteien schwebende Gefahr der «Vergreisung» von der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz abgewendet worden ist. Aus Kommentaren zu ausländischen Wahlergebnissen konnte auch entnommen werden, daß zum Beispiel sozialdemokratische Stimmengewinne in Deutschland ausdrücklich auf größere Anteile an den innerhalb einer Wahlperiode von vier Jahren neu hinzugekommenen Stimmen der Jungwähler zurückgeführt werden. Auch die Entwicklung innerhalb der Sozialdemokratischen Jugend der Schweiz (SJS) zeigt, daß die zahlenmäßige Stagnation über-